Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 18 (1936)
Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 17. April 1936 | Erscheint jeden Freitag | 18. Jahrgang. Nr. 16

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Winkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Ein interessanter Versuch
Gegen Rassenhaß und Menschennot
Heimliche Helfer im Garten
Arbeitslosigkeit in den freien Berufen
Ist die Alkoholrevision ein Mißerfolg?

Wochenchronik

Inland.

Unsere Bundesversammlung ist letzten Dienstag zu ihrer ordentlichen auf zwei Wochen berechneten **Frühjahrstagung** zusammengetreten. Große und umstrittene Geschäfte stehen nicht auf der Traktandenliste, es sind mehr Alltagsfragen, die den Räten vorliegen.

Der **Nationalrat** hat die Tagung mit der Differenzenbereinigung im Obligationenrecht begonnen, wo namentlich die Artikel über die Verpflichtungen von Aktiengesellschaften und Genossenschaften, sowie einige Uebergangsbestimmungen zu bereinigen waren. Einige Differenzen blieben immerhin noch bestehen, die Vorlage muß somit wieder an den Ständerat zurück.

Das 2. Traktandum bildete die Vorlage über die Fortsetzung der Hilfsaktion für die Milchproduzenten. Noch sind die Verhältnisse bei weitem nicht so, daß diese Hilfe fallen gelassen werden könnte. Die Produktenpreise sind heute nur um 11 Prozent höher als vor dem Krieg, während die Produktionskosten immer noch um 55 Prozent höher stehen. Immerhin haben sich die Verhältnisse auf dem Milchmarkt soweit gebessert, daß der Zuschuß aus allgemeinen Bundesmitteln von 15 auf 10 Millionen reduziert werden kann. In der Debatte kam u. a. auch die in der letzten Zeit heftig angegriffene Käseunion ausgiebig zur Sprache. Bundesrat Obrecht hat über diese Angriffe eine Expertenuntersuchung veranlaßt, der Expertenbericht liegt den Räten vor. Er bildet eine wahre Ehrenrettung der vielangefochtenen Organisation. Qualität der Milch und ihrer Produkte, Milchpreisstaffelung und Abstufung nach der Bedürftigkeit, Belassen der Bundessubvention auf der bisherigen Höhe usw. bildeten weitere Punkte der Debatte. Ein Antrag Dutweiler unternahm den Versuch einer Lockerung der milchwirtschaftlichen Organisationen. Sämtliche Abänderungsanträge wurden aber bisher abgelehnt.

Der **Ständerat** hat in erster Linie einer Subvention von einer Million Franken an die Stickereitreuhandgenossenschaft zur weitern Ausschaltung von 100 Schiffli- und 500 Handmaschinen zugestimmt. Bis heute hat der Bund ca. neun Millionen an die Stickerei geleistet. Die Hilfe war nicht umsonst. Die Verhältnisse haben sich wieder etwas gebessert, ein Teil der Sticker findet wieder sein Auskommen, andere haben sich mit Hilfe des Bundes auf andere Arbeit umgestellt. So darf man hoffen, meinte Bundesrat Obrecht, daß nun mit der letzten Subvention die Hilfsaktion an die Stickereiindustrie als beendet betrachtet werden könne.

Weitere Kredite genehmigte der Ständerat vor allem für die Fortsetzung der produktiven Arbeitslosenfürsorge (10 Millionen), allerdings nicht ohne gleichzeitig auch ein Postulat anzunehmen, das den Bundesrat ersucht, in seiner Vorlage für das definitive Finanzprogramm auch über die Frage Bericht zu erstatten, wie die produktive Arbeitslosenfürsorge verbilligt oder abgebaut werden könne; für den Ausbau des Telephon- und Telegraphengebäudes in Zürich-Selnau (eine Million); für den Bau einer Fliegerkaserne in Payerne (750,000) und für die Rhonekorrektion zwischen Lenk und St. Maurice (1,620,000 Fr.).

Sodann lagen vor dem Ständerat noch etwa 50 Differenzen zum Strafgesetz. Ein beträchtlicher Teil derselben wurde durch Nachgeben gegenüber dem Nationalrat bereinigt, an einigen hielt der Ständerat fest, andere wurden modifiziert. Diese betrafen hauptsächlich die Artikel: Strafbestimmungen gegenüber Jugendlichen, Ueberanstrengung von Kindern und Untergebenen, Abtreibung (Zustimmung zum Nationalrat), Ehebruch, Sittlichkeit, Warenfälschungen, Spekulation, Vergehen gegen den Staat und die Landesverteidigung usw. Konzentrierter Arbeit gelang es, mit sämtlichen Differenzen zu Ende zu kommen, sodaß die Vorlage zur weitern Beratung wieder an den Nationalrat zurückgehen kann.

Ausland.

Frankreich hat Hitlers Antwort an die Locarnomächte und dessen Friedensplan mit einem Memorandum und einem eigenen Friedensplan beantwortet. In seinem Memorandum wirft es einige schwerwiegende Fragen an Deutschland auf, so vor allem diese: Anerkennt Deutschland ohne jeden Vorbehalt das gegenwärtige territoriale Statut Europas (einschließlich Memels, Danzigs und Oesterreichs)? Der französische Friedensplan ist weniger konkret als der deutsche, er baut sich mehr auf allgemeinen Grundsätzen denn auf praktisch-greifbaren Vorschlägen auf. Immerhin steht im Mittelpunkt (im Gegensatz zu den Hitlerschen zweiseitigen Nichtangriffspakten) ein System regionaler Verträge zur gegenseitigen Hilfeleistung, deren Organisation, Zusammenfassung und Ueberwachung einer europäischen Kommission des Völkerbundes obläge.

Letzte Woche hat sich der Schwerpunkt des Geschehens von London wieder nach Genf und vom Rheinlandkonflikt wieder auf den abessinischen Krieg verschoben. Wie bereits gemeldet, ist das **Dreizehnerkomitee** über die Vorostertage in **Genf** zusammengetreten. Eden vertrat mit großer Festigkeit die Auffassung, daß es nicht länger angehe, von Bereitschaft zu Friedensverhandlungen zu sprechen und dabei den Krieg — sogar noch verstärkt — weiter zu führen. Diesem Zustand müsse endlich ein Ende gemacht werden, wenn nötig auch unter Verstärkung der Sanktionen. Frankreich, das nach wie vor Italien in der Rolle des aktiven Mitarbeiters am Werke des europäischen Friedens, aber namentlich sich selbst auch den Garanten im Locarnopakt bewahren möchte, versuchte nach Kräften zu mildern, gab aber schließlich nach in der Hoffnung, dafür England für ein schärferes Vorgehen gegen Deutschland zu gewinnen. England setzte es also durch, daß Italien eine ganz kurze Frist gesetzt werde zur Einleitung von Friedensverhandlungen und Abbruch der Feindseligkeiten. Das Sanktionenkomitee wurde dabei auf Pikett gestellt, um im Falle einer negativen Antwort sofort zur Beratung über eine Verschärfung der Sanktionen zusammenzutreten. Um ein Petrolembargo dürfte es sich dabei wohl kaum mehr handeln, dafür ist es zu spät. Aber man spricht bereits von einer Schließung des Suezkanals. Die damit verbundene Abkommandierung der italienischen Truppen von ihrem Nachschub müßte einen fast sofortigen Abbruch des Krieges zur Folge haben.

Wie wird nun **Italien** reagieren? Das ist die große und bange Frage. Wird es, das in den letzten Wochen Sieg um Sieg errungen und bereits tief in Abessinien eingedrungen ist, das die abessinische Armee nahezu aufgerieben hat und das noch letzte Woche durch seine Presse erklären ließ, daß bei einem Friedensschlusse dieser Lage Rechnung getragen und der Völkerbund seine Verurteilung zurücknehmen müsse, wird dieses Italien in seiner Siegestrunkenheit die nötige Mäßigung aufbringen? Baron Aloisi weilt gegenwärtig als Beauftragter für Friedensunterhandlungen in Genf und zurzeit, da wir diesen Bericht schreiben, nimmt das Dreizehnerkomitee den Bericht Madariagas und Avenols über ihre Verhandlungen mit Abessinien und Italien entgegen.

Anschließend an die Verhandlungen des Dreizehnerkomitees zu Ende letzter Woche sind auch die **Locarnomächte** zusammengetreten, um über ihr weiteres Vorgehen gegenüber Deutschland schlüssig zu werden. Englands Standpunkt drang auch hier gegen Frankreich durch: Die Frage ist bis Mitte Mai vertagt worden, d. h. Eden soll auf dem Verhandlungswege weiter versuchen, Hitler zu Zugeständnissen in der Frage der Rheinlandbesetzung zu bringen wie auch auf Frankreichs berechtigte Fragen eine klare Antwort zu bekommen.

Der Schritt Oesterreichs in der Frage der Wiederaufrüstung hat nun auch die **Türkei** veranlaßt, die Frage der Wiederbefestigung der Dardanellen zu stellen. Aber auf legalem Wege: Sie gelangte an die Signatarmächte von Lausanne mit dem Ersuchen, die Klauseln der Meerengenkonvention abzuändern.

Indische Frauenprobleme

„Indiens Rettung hängt von der Lösung seiner Frauenfrage ab," so urteilte ein Mann, der das Land bereist hatte und der gar nicht etwa speziell frauenfreundlich eingestellt war. Tatsache ist eben, daß das Land in Tat und Wahrheit von den Frauen regiert wird, nämlich von den Müttern, die trotz ihrer Zurückgezogenheit eine ganz unerhörte Macht ausüben, und oft nicht zum Guten. Man kann sich nur freuen, zu sehen, wie Indiens Frauen aufgeweckt sind und wie sie arbeiten. Hoffen wir, daß die internationale Konferenz in Kalkutta ihnen etwas Hilfe auf ihrem schweren Wege gebracht hat. Auf alle Fälle hat sie Bande geknüpft zwischen Westen und Osten, die der Frauenarbeit in aller Welt zugute kommen dürften."

Mit diesen Worten schließt Elisabeth Zellweger, Bayel, welche als Delegierte des Internationalen Frauenbundes die Frauenkonferenz* des indischen Frauenbundes in Kalkutta mitgemacht hat, einen Bericht über diese Konferenz ab, aus dem wir im folgenden noch einiges entnehmen:

Die feierliche Eröffnungssitzung in der schön geschmückten Townhall, die aber ihrer Größe wegen ein eher ungeeignetes Versammlungslokal darstellte, präsidierte die Maharani von Baroda, Präsidentin des indischen Bundes.

Die Maharani, eine streng aussehende Frau, der man ihren Reichtum, von dem die Zeitungen bei Anlaß des Regierungsjubiläums des Maharadscha voll waren, nicht ansieht, betonte in ihrer Rede, ihr scheinen vor allem zwei Dinge wichtig zu sein: die Erziehung der Mädchen und die politische Gleichberechtigung der Frau. Ihrer Ansicht nach kommt die Erziehung der Mädchen deren Bedürfnis nicht entgegen. „Es ist unsere Pflicht," sagte sie, „dafür zu sorgen, daß die Mädchen die Erziehung erhalten, die sie fähig macht, ihren Anteil am nationalen Leben zu verlangen, gleichzeitig aber müssen wir sie zu bessern Müttern ausbilden."

Die erste Sitzung war dem Traktandum

„Ländlicher Wiederaufbau"

gewidmet. Hier zeigte sich nun der Kontrast von Osten und Westen in voller Schärfe. Man braucht nur die armseligen indischen Dörfer mit ihren Erdhütten und ihren armseligen Bewohnern anzusehen, um zu bezweifeln, daß die indischen Frauen bald daran gehen können, Landfrauenvereinigungen zu gründen, wie wir sie in unsern Dörfern nun so zahlreich haben, oder gar Volkshochschulen, wie sie eine Dänin schilderte. Wo nicht einmal die obligatorische Schulbildung für Knaben, geschweige denn für Mädchen existiert, wo in Bengalen, der Provinz, in der wir tagen, etwa 18 Prozent der Mädchen überhaupt lesen und schreiben lernen und 1—2 Prozent eine sogenannte höhere Bildung erhalten, d. h. nach dem zwölften Jahr noch in die Schule gehen, da gibt es wichtigere Dinge zu schaffen als Volkshochschulen. Lady Nilkanth von Kalkutta betonte denn auch, es sei vor allem wichtig, den armen Landfrauen das Leben zu erleichtern und den Staat zu veranlassen, das Seine zu tun. Als praktische Maßnahme schlug sie vor, die Frauen zur Handweberei anzuleiten und für Absatz ihrer Produkte zu sorgen. Eine weitere Maßnahme wäre, für Lehrerinnen in den Dörfern zu sorgen. Wir dachten mit Freuden an das Primarlehrerinnenseminar in Poona. Aber es müßte viel mehr solcher Seminare geben, um in alle Dörfer Lehrerinnen senden zu können, und dann müßte erst noch vorher die Schwierigkeit überwunden werden, von der eine andere Referentin sprach, die meinte, erst müsse man die Kinder satt und gesund machen, ehe man an Schulbildung denken könne.

Satt und gesund! Das klingt einfach und ist doch so unendlich schwer. Von den 350 Millionen Einwohnern von Indien leben etwa 75 Prozent vom Landbau. Ihre Löhne sind sehr klein, zudem sind sie meist schwer verschuldet und müssen unerhörte Steuern zahlen, so daß ihnen zum Leben sehr wenig bleibt. Solange aber eine Familie unter solchen Verhältnissen lebt, wird sie die Kinder baldmöglichst zur Mitarbeit heranziehen und es unnötig finden, sie erst schreiben und lesen zu lehren.

Wohnung und Gesundheit

war eine weitere behandelte Frage. Diese wird sich ebenfalls in Indien sehr anders stellen als bei uns. Einmal des Klimas wegen, dann aber auch, weil wir sehr andere Ideen über Reinlichkeit haben. Zwar muß jeder Hindu täglich seine rituellen Waschungen vornehmen, aber im allgemeinen haben die Leute sehr wenig Ahnung von Hygiene, besonders auch in Krankheitsfällen. Es gibt denn auch eine Menge Krankheiten, vor allem ist die Tuberkulose sehr verbreitet, besonders unter den Frauen. Man nimmt an, daß es allein in Bengalen eine Million Tuberkulose gibt. 200,000 leiden an offener Tuberkulose. In Kalkutta stehen ihnen fünf Stationen zur Behandlung offen, aber nur 284 Betten sind vorhanden für sie. Es sollen dreimal so viel Frauen als Männer an Tuberkulose leiden, was sicher mit ihrer eingeschlossenen Lebensart zusammenhängt. Auch die Kindersterblichkeit ist sehr groß; Indien steht damit fast an der Spitze der ganzen Erde. — Eine interessante Diskussion entspann sich über

Mädchenerziehung.

Eine Rednerin trat für Koedukation der Knaben und Mädchen ein, während eine andere die Mädchen anders geschult haben wollte als die Knaben.

Mrs. Faradij, Mitgründerin des Bundes, betonte, im Gegensatz zu einer Sprecherin für Koedukation beider Geschlechter, daß die häusliche Erziehung der Mädchen das Wichtigste sei: die meisten heiraten eben doch in einem Lande, das einen Männerüberschuß von 10 Millionen hat und in dem die Vielweiberei noch nicht abgeschafft ist. Es stehe damit noch ziemlich schlimm, doch sei das Lady Irvin College gegründet worden, um Haushaltungslehrerinnen auszubilden, es werde erfreulicherweise von Mädchen aus ganz Indien besucht. Wir konnten, als wir das College bei unserm Besuch in Delhi ansahen, konstatieren, daß es famos geführt wird und daß wirklich Mädchen der verschiedensten Art dort den Haushalt erlernen.

Es zeigte sich deutlich, daß sich auch in Indien das Problem ergibt: Wie erziehen wir unsere

* Vergl. Nr. 14 und 15 unseres Blattes: Quer durch Indien, von E. Z.

Nichts kann der Seele verloren gehen, was sie nicht selbst aufgibt. Carossa

Wir Heutigen und die bildende Kunst

Einige Gedanken, gesprochen in einer Ausstellung, in der mehr gekauft werden sollte.

Von D. S.

Die Geschichte hat uns eine merkwürdige Szene aus den Sterbetagen des Kardinals Mazarin, des gehaßten Ministers Ludwig XIV. überliefert. Mazarins, der erster Minister von Frankreich, Präsident des Kronrats, mächtiger als sein Vorgänger und Meister Richelieu, der einflußreichste Mann Europas während einer langen Epoche gewesen ist.*)

Als im Jahre 1661 die Kunde vom baldigen Tod des schwerkranken, damals 59 Jahre alten Mannes sich bereits durch ganz Frankreich verbreitet hat, muß der Duc de Brienne, der dies in seinen Memoiren festgehalten hat, noch einmal in politischer Angelegenheit bei ihm vorsprechen. Er meldet sich, wartet in der kleinen Galerie des Palais Mazarin, der heutigen Pariser Nationalbibliothek, und betrachtet dabei großartige Wandteppiche, die Mazarin, ein eminenter Kunstsammler und Kunstliebhaber, dort aufbewahrte. Er vernimmt schlürfende Tritte und das Herannahen des schweratmenden Sterbenden. Sich hinter einem Wandteppich verbergend, hörte er Mazarin mit sich selbst sprechen: „Alles das muß ich verlassen!" Er ist so schwach, daß er bei jedem Schritt Halt machen muß. Dabei erblickt er stets wieder ein anderes Kunstwerk und wiederholt die Worte aus der Tiefe eines gequälten Herzens: „Auch dies hier muß ich verlassen. Wie schwer war es zu erhalten. Kann ich diese Dinge ohne Trauer dahinlassen? Wo ich hingehe, werde ich sie nicht mehr sehen!" Brienne wird wider Willen gerührt. Er seufzt, und Mazarin hört ihn. Er muß hervortreten und sieht den Sterbenden, ohne alle Staatstracht, in einen grauen Schlafrock gehüllt mit einer Nachtmütze auf dem Kopf. Sie gehen Arm in Arm durch die Galerie zur Bibliothek. Aber es gelingt dem Herzog nicht, den Kardinal von politischen Geschäften und dem wichtigen Brief, den er in Händen hält, zu sprechen. Mazarin wehrt ab. Brienne solle zum König gehen. Er habe jetzt ganz andere Dinge im Kopf: „Sehen Sie, Freund, dieses schöne Bild von Correggio, diese Venus von Tizian, diesen unvergleichlichen Carracci. Ich weiß, auch Sie lieben Bilder und verstehen sich darauf. Ach, lieber Freund, alles das heißt es verlassen! Lebt wohl, geliebte Bilder, an denen ich so hing und die mich soviel gekostet haben!"

Der sterbende Mazarin, der Beherrscher Frankreichs, der auch ganz Europa unter seinen Willen beugte, der Kirchenfürst, denkt nicht an sein Werk und an Europa. Er denkt an seine Bilder, und es will ihm das Herz zerreißen, daß er sie dahinlassen muß.

Was uns Heutige an dieser Erzählung rührt und überrascht, ist die direkte tiefe und persönliche Beziehung eines Menschen zu seinen Bildern und zwar eines Menschen, der mindestens ebenso geschäftig gelebt hat wie heute die Geschäftigsten unter uns leben müssen: eines Menschen, dem Rastlosigkeit durch die ständigen Wechselfälle der europäischen Geschichte, durch die ständigen Kriege Frankreichs und durch die ebenso ständig intrigierende Umgebung eines Hofes beschert war. Dennoch hat dieser tätige Mensch erreicht, was der Großzahl der heutigen Menschen fehlt, ein genaues Kunstkennen, aus dem so intensive Kunstliebe hervorgegangen ist, daß die Betrachtung der Kunstwerke noch in seiner Todesstunde ihm das Höchste bedeutet.

Liegt nicht im Fehlen solcher starker, warmer Kunstliebe das eigentlich Problematische der Beziehungen des heutigen Menschen zur bildenden Kunst? Denn wenn wir heute von diesen sprechen müssen, so ist es nicht, weil wir loben und rühmen könnten. Zwar haben wir Museen und Ausstellungen in einem Ausmaß, wie es andere Zeiten vielleicht nie kannten. Aber ist es nicht merkwürdig, daß in diesen Tagen sogar ein Kunstverein unserer Stadt einen Appell an seine 400 Mitglieder, die doch eigentlich ausgesuchte Persönlichkeiten, Kunstliebhaber sind — sonst wären sie nicht in diesem Verein — richten muß und sie auffordert, Bilder und Plastiken anzukaufen, da unter den bernischen Künstlern ein „großer Notstand" herrsche?

Dabei muß man den Eindruck gewinnen, daß hier nicht allein vom natürlichen Anteil des Künstlers an der Wirtschaftskrisis die Rede ist. Es ist mehr gestört im Verhältnis zwischen uns Heutigen und der bildenden Kunst. Es muß dem Autor recht gegeben werden, der in einem schönen besinnlichen Aufsatz über „Mensch und Bild" in einer Berner Kunstzeitschrift von einer Entfremdung zwischen Kunst und Volk sprach („Die Zeit", Heft vom 9. November).

Es fehlt also mehr als nur Kaufwillen und die Mittel. Und wir möchten es gleich von vornehrein feststellen, daß eben dies Fehlende gerade das ist, was aus der Begegnung mit dem sterbenden Mazarin einem Herzog von Brienne entgegensprang: eine unmittelbar aus großer Kenntnis hervorgehende direkte und intensive Liebe zur bildenden Kunst.

Denn woran es dem heutigen Schweizer, dem Europäer, gewiß nicht fehlt, das ist am Schmuckbedürfnis für seine Räume. Im Gegenteil, man darf sogar sagen, daß bis vor etwa zwei Jahrzehnten, da die sogenannte moderne Sachlichkeit mit ihren puritanischen Tendenzen einsetzte, allenthalben eine übertriebene Schmuckliebe für Haus und Heim vorhanden war. Man fühlte sich nicht behaglich, wenn nicht auf den Wänden üppige Blumenmuster, Arabesken, Vögel, ja Historien von Chinesen oder Jägern prangten. Jeder Schrank, jeder Stuhl, selbst das unter der Decke verborgene Tischbein mußte mit Skulpturen versehen werden. Vorhänge und Tischdecken gaben ebenfalls Gelegenheit, „künstlerische" Dessins anzubringen, und nachdem der Raum so durch die bloßen Gebrauchsgegenstände schon reich verziert war, kam die Aufstellung eines Uebermaßes von Vasen, Tonwaren, Bronzen, Porzellannippes usf. hinzu. Unscheinbar neben diesen ornamentalen Orgien, hingen an der Wand nahe aneinander Bild auf Bild, Photographie auf Photographie. In diesen Räumen fühlten wir uns behaglich. Sie zeigten auch dem Besucher, daß ein gewisser Wohlstand vorhanden war, und sie erwiesen sich als nützlich, weil Staub und Flecken unter den vielen Ornamenten weniger sichtbar wurden.

In diesem Uebermaß an Schmuck und Ornament liegt einer der Hauptgründe, welcher die Menschen unserer Zeit von einer richtigen Kunstbetrachtung, einer richtigen Kunstliebhaberei und infolgedessen einer ebenso richtigen Verwendung künstlerischer Gegenstände im Heim ferngehalten hat. Man war übersättigt. Auch war es ganz ausgeschlossen, in diesem Andrang von Ansprüchen auf unser Auge sich auf irgend etwas wirklich zu konzentrieren, sich in ein Bild, eine Plastik zu versenken

* Erzählt bei Lothar Brieger, Die großen Sammler.

Mädchen für beides, für Ehe und Beruf?, eben weil heute manche Mädchen durchaus einen Beruf ergreifen wollen, und daß die Meinungen sehr gereift sind.

Wenig geschieht noch für die Ausbildung der Sozialarbeiterinnen, und doch sollten solche in größerer Zahl ausgebildet werden; denn immer wieder ertönte am Ende der Referate der Ruf nach Arbeiterinnen, nach ausgebildeten Kräften.

.... Viel Interesse brachten die Frauen der Frage der

politischen Gleichberechtigung

entgegen. Sie haben zwar mehr politische Rechte als wir Schweizerfrauen, da einige von ihnen, d. h. solche, die eigenes Vermögen und Einkommen haben, stimmberechtigt sind. Dies ist allerdings eine sehr kleine Zahl. Die Frauen werden unter der neuen Verfassung auch gewählt werden können. Aber sie erklären sich doch enttäuscht darüber, daß in der neuen Verfassung ihren Wünschen viel zu wenig Rechnung getragen wurde. Wir Europäerinnen konnten ihnen dann allerdings sagen, daß es kein Land der Erde gebe, in dem die Frauen wirklich und in allen Dingen gleichberechtigt seien, und es hielt wieder einmal schwer, ihnen verständlich zu machen, daß und warum die Frauen der ältesten Demokratie der Welt immer noch politisch unmündig sind. Andrerseits haben allerdings die indischen Frauen noch um vieles zu kämpfen, das bei uns längst selbstverständlich ist.

Die Frauen haben etwas zustande gebracht, zu dem die Männer noch kaum gelangten, nämlich die Zusammenarbeit von Hindus, Mohammedanern, Parsen und Engländern. Und das scheint mir etwas vom Wichtigsten zu sein, was erreicht wurde. —

Charlotte Masaryk*

Ueber das Buch „Charlotte Masaryk", dem wir schon in Nr. 7 einige Zeilen entnahmen, äußert sich unsere Wiener Mitarbeiterin im weiteren:

Gerade in den Tagen, da Präsident Masaryk vom höchsten Amt in dem von ihm geschaffenen Staat zurückgetreten ist, wurde ihm eine besondere Freude bereitet: er erhielt als Weihnachtsgeschenk das frisch aus der Presse gekommene erste Exemplar der deutschen Uebersetzung eines Buches, das, dem Andenken an seine Gattin gewidmet, vor zwei Jahren in tschechischer Sprache erschienen ist. Einige Männer und Frauen aus dem Freundeskreise der Masaryks haben die Erinnerung herausgegeben, um, wie in der Einleitung der von Anna Aurednicek trefflich besorgten Uebertragung gesagt wird, die Menschen nach dem Beispiel von Charlotte Masaryk zu lehren, „ihr Schicksal würdig zu tragen und die Hoffnung auf Besseres nicht zu verlieren."

Charlotte Masaryk, von der die Mitwelt bisher so wenig wußte, weil sie niemals die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, ist eine Individualität gewesen, der die eigene Lebensgesetzlichkeit das Credo war. Sie entstammte einer seltenen Verbindung. Der Vater war der Nachkomme einer südfranzösischen Hugenottenfamilie, die Mutter gehörte einem Geschlecht an, dessen Vorfahren als puritanische Pioniere den amerikanischen Westen kultivierten. Masaryk hat die enge Verbundenheit mit seiner Frau auch darin dokumentiert, daß er ihren Familiennamen Garrigue, seinem Namen zufügte und noch heute Thomas Garrigue Masaryk zeichnet.

Schon in Wien, dem ersten Domizil des jungen Paares, begann Frau Masaryk, die Verwirklichung der nationalen Idee ihres Gatten als Aufgabe und Ziel seines Lebens erkennend, sich in tschechisches Denken und Empfinden, Wollen und Wirken einzuleben. „Ohne sie wären mir der Sinn meines Daseins und meine politische Aufgabe nie klar geworden — — —", sagt Masaryk in seiner „Weltrevolution". Durch rastlose Studien tschechischer Dichter, durch die intensivste Anteilnahme an der philosophischen und heroischen Gedankenwelt und Arbeit ihres Gatten wurde aus der Amerikanerin eine patriotisch gesinnte Tschechin. Demokratin von reinstem Wasser, schloß sie sich später der sozialdemokratischen Partei an, weil sie in ihr die Verteidigerin der Interessen der Armen und Unterdrückten schätzte. Niemals aber ließ sich die Tiefreligiöse von der materialistischen Grundlage des Marxismus bekren.

Mit scharfer Beobachtungsgabe und kritischem Verstand bedacht, interessierte sich Charlotte Masaryk für alle Vorkommnisse des öffentlichen und künstlerischen Lebens. Ganz besonders für tschechische Musik. Sie entdeckte sozusagen die moralische und kulturelle Reinheit und Gesundheit Smetanas und es gelang ihr, durch tiefschürfende Studien die Eigenart dieses Musikers in geistvollen Abhandlungen zu erklären.

Ihre Standhaftigkeit, ihr Festhalten an ihren Lebensmaximen werden durch Briefe beleuchtet, die sie während der Kriegszeit, da sie, ohne jede Verbindung mit ihrem in weiter Ferne weilenden Gatten, wie eine Versehmte in Prag lebte, ihrer Tochter Alice ins Wiener Gefängnis schickte. Wahrlich, diese Briefe sind eine wundervolle Manifestation der Mütterlichkeit. Daß diese mütterliche Liebe aber die ganze Umwelt umfaßte, das zeigen die Briefe an die Mutter ihrer jungen Hausgehilfin, um die sie sich im Aufruhr des Kriegsbeginns sorgte, obwohl diese aufwühlende Zeit ihr selbst unerhörtes Leid auferlegte.

Charlotte Masaryk erlebte die Wiederkehr ihres Gatten als Präsidenten des neuen Staates. Aber ein Herzfehler hatte sich bei ihr infolge der Aufregungen eingestellt. Sie, die im Wirbel zermürbendster Ereignisse aufrecht geblieben war, hatte nun Angst vor dem Leben. Vier Jahre war es ihr noch vergönnt, auf dem Hradschin und im prächtigen Schloß Lana, von ihren Lieben umringt, die Früchte reifen zu sehen, die dem unter ihrer Mitarbeit von ihrem Gatten verstreuten Samen entwuchsen. Auf dem Friedhof von Lana ruht sie, der ein ganzes Volk unauslöschlichen Dank entgegenbringt, von ihrem gesegneten Erdenwege aus.

Gisela Urban.

*„Charlotte Masaryk", ein Lebensbild. Verlag Montisalvat, Wien.

Ein interessanter Versuch

Der Gesundheitsklub von Peckham.

I.

Wir reden viel vom Familienschutz. Und wir sind alle überzeugt, daß der Halt, den die Zugehörigkeit zu einer gesunden und geachteten Familie bedeutet, eine Quelle der Kraft ist fürs ganze Leben. Daß das Wort „Familienschutz" sich bildete, daß sozial gesinnte, auch rein bevölkerungspolitisch eingestellte Menschen sich für den Schutz der Familie im moralischen und materiellen Sinne einsetzen, beweist die „Schutzbedürftigkeit" der Familie. Und wir sind geneigt, in erster Linie den „Schutz" schon damit geboten zu sehen, wenn verhütet wird, daß Familien aus wirtschaftlichen Gründen aufgelöst werden, wenn einigermaßen ermöglicht wird, daß die einzelnen Familien schlecht und recht beisammen bleiben ohne daß zerrüttende Einflüsse von außen den Zusammenhalt unterhöhlen.

Eine andere Art von Familienschutz wird offenbar in London durch ein sehr originelles Experiment vorbereitet und angestrebt. Die Familie als solche soll hochgehalten werden, aber man bietet ihren Gliedern jeglichen Alters alle club-artigen Möglichkeiten geselligen Treffens mit anderen. Wir entnehmen darüber den „Basler Nachrichten", die ihrem Bericht von H. J. das Bild des großen eleganten, von alten Bäumen umrahmten, ganz im modernen Stil hergestellten Klubhauses beigeben, das folgende:

In dem unabsehbaren Häusermeer des südlichen London, in diesen einförmigen Gassen ohne Zahl und Gesicht — Haus an Haus, nicht neu, nicht alt, nicht häßlich, nicht schön, grau in grau —, in dieser ungefügen Steinwüste gibt es eine Oase aus Glas. Ein Licht und Luft atmender Zweckbau, auf ein grünes Grundstück gesetzt, in zwei Stockwerken breit hingelagert, mit flachem Dach, durch Betonpfeiler und Eisenrahmen klar gegliedert — in seiner Kompromißlosigkeit ein in London seltenes Beispiel streng moderner Architektur.

Aber weit interessanter noch als der Außenanblick dieses Gebäudes ist, was sich in seinem Inneren abspielt. In diesem großen Glaskasten geht ein wissenschaftliches Experiment von eigenartigster sozialer Bedeutung vor sich. Ein Experiment der angewandten Biologie: die optimalen Umweltsbedingungen für die Entwicklung und Erhaltung der Gesundheit durchschnittlicher Großstadtmenschen werden hier erforscht. Den Rahmen dieses biologischen Versuches bildet — wir sind in England! ein Klub.

Vergnügte Versuchskaninchen.

Allerdings ein Klub ganz besonderer Art. Nur Familien werden als Mitglieder zugelassen, denn die Familie wird von den Versuchsanstellern als die biologische Grundeinheit der Gattung Homo Sapiens angesehen. Und zwar nur Familien aus einem bestimmten lokalen Umkreis dem dicht besiedelten typischen Arbeiterbezirk Peckham, um normale, unausgesuchte Großstadtbevölkerung als Versuchsmaterial zu haben. Im übrigen wird den Mitgliedern eine einzige Bedingung gestellt: sie müssen sich bei der Aufnahme und weiterhin in regelmäßigen Zwischenräumen — die Erwachsenen einmal im Jahr von den Aerzten des Klubs untersuchen lassen. Ansonsten sind sie völlig frei, können in ihrem Klub tun und lassen, was sie wollen. Die Aerzte treten in den Hintergrund; wie es sich für experimentelle Forscher ziemt, beobachten sie nur.

Die Versuchskaninchen fühlen sich augenscheinlich recht wohl. Da ist eine vergnügte Gesellschaft um den Billardtisch versammelt. Daneben, im gläsernen Turnsaal, üben sich junge Burschen im Bockspringen. Im nächsten Raum gibt es ein hitziges Ping-Pong Turnier. Im Stock darüber wiegen sich Paare im Tanz, sitzen Männer und Frauen plaudernd und rauchend an Kaffeehaustischen. Den Mittelteil des Hauses nimmt, durch alle Stockwerke hindurch, ein großes Schwimmbad ein. Es ist ganz unwirklich!

Infektion mit Gesundheit.

Nein, es ist sogar sehr wirklich, eine durchaus ernste Sache, und der ärztliche Leiter, mit dem ich in der Cafeteria sitze, ist eifrig bemüht, mich davon zu überzeugen, daß all das keineswegs zur Unterhaltung von ein paar hundert Familien da sei, sondern zu sehr wichtigen wissenschaftlichen Zwecken.

Er erzählt mir, wie es geworden ist: „Wie alles bei uns in England wird — ein Mann hat eine Idee, er gewinnt einen Kreis von Menschen, die er dafür begeistert, findet so das Geld für einen kleinen Anfang und das wächst dann weiter.

In unserem Falle hier waren es zwei Männer, das heißt ein Mann und eine Frau, beides Aerzte, aber — beachten Sie das, bitte — nicht praktische Aerzte, sondern Biologen. Sie beobachteten die Großstadtbevölkerung unter den Bedingungen der modernen Zivilisation. Sie sahen, daß sehr viel getan wird zur Behandlung von Krankheiten und so gut wie nichts zur Behahrung und Förderung der Gesundheit. Unter Gesundheit versteht die moderne Biologie nicht einfach die Abwesenheit von Krankheit, sondern die volle und freie Entwicklung aller im Individuum vorhandenen körperlichen und geistigen Möglichkeiten.

Die beiden Aerzte haben nun beschlossen, die biologischen Ursachen der Verminderung der Lebenstauglichkeit und zugleich die Möglichkeiten ihrer Bekämpfung und Vorbeugung zu erforschen. Sie haben zunächst in kleinem Maßstab begonnen, in einem Privathaus hier in Peckham, mit etwa hundert Familien, die vor allem einmal gründlich untersucht wurden. Die Krankheiten, die dabei zum Vorschein kamen, wurden nicht von uns behandelt, sondern die Patienten zum Kassenarzt, oder ins Spital geschickt. Wir sind nicht dazu da, um Kranke zu heilen, sondern um Menschen gesund zu erhalten.' Das tun wir, indem wir sie zu gesunder Lebensführung erziehen, ihnen das Bewußtsein und den Willen zur Gesundheit beibringen. Aber nicht etwa durch gelehrte Vorträge und gute Lehren — wir wissen aus Erfahrung, daß bloß verstandesmäßiges Wissen die Menschen nicht aus eingealterten Gewohnheiten reißt. Wir infizieren die Menschen — statt mit Krankheitskeimen mit Gesundheitstrieben. Das geschieht hauptsächlich durch Beispiel: durch das Beispiel vernünftiger, hygienischer Lebensführung. Die Mutter, die im Slum lebt, pflegt und erzieht ihre Kinder nach dem Beispiel, das ihre Umgebung ihr bietet. Hier bei uns sieht sie die Kinder anderer Mütter und überraschend schnell und stark erwacht in ihr das Bedürfnis, es ihnen nachzutun. Unsere Erfahrungen auf diesem Gebiet der „Infektion mit neuen Ideen" haben alle unsere Erwartungen übertroffen. Unser Hauptangenmerk müssen wir den Kindern zuwenden, wenn wir die volle Entwicklung aller körperlichen und geistigen Möglichkeiten beobachten wollen. Darum sind die Säuglinge bereits Mitglieder unseres Klubs und unser Interesse erstreckt sich schon auf das Kind im Mutterleib. Ja, wir möchten am liebsten noch früher anfangen und dem noch ungezeugten Kind zu den richtigen Eltern verhelfen. Nicht, als ob wir etwa reglementieren wollten — nichts liegt uns unserer ganzen wissenschaftlichen Einstellung nach, die auf der freien Entfaltung des Individuums beruht, ferner? —, aber wir ziehen auch die jungen Paare und solche, die es werden wollen, in unseren Kreis. Die Familie ist für uns unvollständig ohne das „sweetheart" — den Freund der Tochter und die Freundin des Sohnes!"

(Schluß folgt.)

Gegen Rassenhaß und Menschennot

sprach vor kurzem in Zürich und in Basel, von der Europaunion aufgefordert, die Wienerin

Irene Harand,

Gründerin der heute zirka 30,000 Menschen umfassenden „Harandbewegung gegen Rassenhaß und Menschennot", Verfasserin des vielbeachteten Buches „Sein Kampf" und Herausgeberin der Wochenschrift „Gerechtigkeit".

Aus dem eindrücklichen, fesselnden und temperamentvollen Vortrag in Zürich entnehmen wir den Notizen unserer Berichterstatterin N. Oe.:

Ueber den Wahnsinn, der die Welt beherrscht, so begann Frau Harand, wolle sie vom Standpunkt der Frau, der Oesterreicherin, der Europäerin und des Menschen sprechen. Es liegt in unserer Macht, — so führte sie aus — die Menschheit, die vom Gedanken beherrscht ist: kommt es zum Krieg oder nicht? — aufzurütteln. Das geschehe noch immer zu wenig. Wir sollten das Leid, das so vielen Menschen geschieht, so intensiv empfinden, als ob es uns selber zugefügt wäre. Das Prinzip der Gewalt soll durch das Prinzip des Rechts ersetzt werden, und an Stelle der Lüge soll Gerechtigkeit treten. Aber die Hauptwaffe des Nationalsozialismus ist gerade die Lüge. Die Schweiz soll stolz darauf sein, daß es ihr möglich war, den großen Betrug aufzudecken, der in den berühmten „Protokollen der Weisen von Zion" enthalten ist. „Dieses Buch ist jetzt tot, dank der schweizerischen Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe", meinte sie. Andere gemeine Lügen seien die sog. Rassentheorien oder die Behauptung, daß die Juden am Weltkrieg schuld gewesen sind. Laut „Stürmer" verwickelten die Juden Deutschland in den Krieg. Wie stimmen aber die Worte Hitlers damit überein? „Der Kampf des Jahres 1914 wurde den Massen, wahrhaftiger Gott, nicht aufgezwungen, sondern von dem gesamten Volke selbst begehrt." (Mein Kampf, S. 176) oder: „Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, daß ich ... in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, daß er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen! Ein Freiheitskampf war angebrochen usw. (Mein Kampf, S. 177).

Irene Harand, Katholikin, nimmt, wie sie sagt, das Christentum ernst. Sie begreift nicht, daß wirkliche Christen alle die Greuel der Konzentrationslager ohne Protest mitansehen können, und daß diejenigen, die an keinen Herrgott glauben, nicht daran denken, daß diese Greuel morgen auch ihr Schicksal werden können. Die Rednerin tadelt die Selbstsicherheit anderer Länder, die überzeugt sind, daß bei ihnen der Terror der Nationalsozialisten nicht aufkommen könne. Aber in jedem Volke — meint sie — seien Narren und Verbrecher vorhanden. Nur saßen sie früher in Irrenhäusern und in Kerkern! Die Deutschen nehmen unglaubliche Opfer auf sich, um aufzurüsten zur Verteidigung des Nationalsozialismus. Wenn nur die Menschen die gleiche Begeisterung aufbringen würden, um gegen dieses Uebel vorzugehen, denn alle benachbarten Völker sind gefährdet.

Frau Harand glaubt an die Bestimmung der Frauen, an ihre große Aufgabe, aktiv zu werden, Selbstvertrauen zu gewinnen, um der Welt zu helfen, der bis jetzt Männer Gesetze gaben. Doch müssen auch die Männer mitarbeiten im Kampf gegen Lüge, Haß, Not, Unrecht und Hunger. Bestialisch sein, sei entschieden schlecht, noch schlimmer sei es jedoch, faul und dumm zu sein. Wir haben große technische Fortschritte errungen, die uns aber nicht zum Segen, sondern zum Verderben werden. Flugzeuge werden hauptsächlich für den Krieg gebaut, Chemie und sogar Medizin (Pestbazillenerzeugung!) sollen dem Massenmord dienen. Es wird ein Mißbrauch mit dem Geiste getrieben und mit der Sprache, die zum Betrug und zur Lüge gebraucht werde!

Zum Schluß beschwört Irene Harand die Schweizer, die hundert Kanäle, durch die das Gift des Nationalsozialismus eingesogen wird, zu verstopfen; auf das Radio, auf das Theater zu achten; die Unzufriedenheit einzudämmen, denn die unzufriedenen Menschen werden am leichtesten durch die Lüge vergiftet. Jeder an seiner Stelle soll das Aeußerste vollbringen wäh-

---

und sie wirklich liebzugewinnen. Denn das Betrachten, das Sichversenken sind erste Vorbedingung für Kunstliebe und Kunstsinn. Wenn auf den ersten Anblick ein Bild, eine Plastik, ein künstlerisch ausgeschmückter Gebrauchsgegenstand (also ein Gegenstand des Kunstgewerbes) gefällt, so kommt man zu einem wirklich fundierten Urteil über dessen Schönheit nur durch eine genaue Vertiefung in seine Formen, seine Farben, durch ein besinnliches Betrachten. Wie aber soll dies zustandekommen, wenn der Blick, kaum fällt er auf das Bild, abgelenkt wird von dem nahe daneben Hängenden oder durch ein tolles Tapetenmuster. Dieses enge Nebeneinander von Ornamenten und Bildern schlug einfach das Kunstwert tot. Tödlich wirkten auch oft die Gleichförmigkeit und die Tatsache, daß unbesehen, aus Tradition und Pietät, neben Schönem und Wertvollem auch Wertloses von früheren Generationen übernommen wurde, das dem heute lebenden Menschen nicht wirklich etwas geben konnte. Für diesen ererbten Besitz an Bildern und Kunstgegenständen gilt aber auch, was vom politischen Erbgut gesagt wurde: um sie wirklich zu besitzen, müssen sie erworben sein. Erworben in dem Sinne, daß ihr innerer Gehalt und ihre künstlerische Form uns zu einem ebenso teuern Eigentum werden, wie sie vielleicht demjenigen unserer Vorfahren waren, der sie angeschafft hat. Darauf haben wir verzichtet, obwohl unser Lebensgefühl und daher auch unsere Affinität zu Kunstwerken ganz anders ist als die unserer Vorfahren.

Und endlich: Wie soll der Mensch zu dieser Versenkung kommen, wenn er überhaupt keine Zeit findet, den Blick prüfend zu erheben zu seinen eigenen Wänden, zu den ihn umgebenden Gegenständen? Der Beschauer muß Muße und Zeit und auch die Konzentration aufbringen, sich in ein Kunstwerk versenken zu können.

Wäre dies alles anders, so müßten wir nicht in gleichem Maße die Verbetrommel rühren, so müßten die Künstler, die voll und ganz in ihrer Arbeit stehen sollten, sich nicht in gleichem Maße wie heute kämpfend in die Arena des Erwerbslebens begeben, dem sie meist ihrer Natur nach nicht gewachsen sind, — ja artfremd sein sollen.

*

Aber die Indifferenz, die wir beklagen, geht noch auf andere Gründe zurück. Zwar machen wir von vorneherein eine Reserve in bezug auf den Kreis derer, die die Kunst wahrhaft lieben können. „Alle Menschen können an den Gegenständen der bildenden Kunst einen überaus großen Genuß haben!" Dies ist ein Satz von Johann Wolfgang Goethe, den er in seinen Aphorismen über die ihm so verhaßten Dilettanten der bildenden Kunst, die „die Künste nur an leichten Ende in die Hand nehmen", geschrieben hat. Wir nehmen uns heraus, mit ihm nicht ganz einig zu gehen. Längst nicht alle Menschen sind mit künstlerischem Empfinden begabt, das die erste Grundlage zu tiefen inneren Beziehungen zu den Kunstwerken bildet. Mindestens sind starke gradmäßige Abstufungen vorhanden, die wir täglich um uns her konstatieren können und die nicht zu beseitigen sind.

In seinem berühmten Gleichnis von der Seele und der Seelenwanderung (enthalten im Phädros) hat Plato von dem Ursprung dieser differenzierten Begabung eine so anschauliche Begründung gegeben, daß wir uns nicht versagen können, dies heidnische Gleichnis hier wiederzugeben. Es drückt auch anderes, was unser heutiges Thema berührt, im Bilde vorzüglich aus.

Nach Plato gleicht die Seele einem Wagenlenker, der ein Doppelgespann, bestehend aus einem hellen guten und einem dunklen bösen Pferde, leitet. Ehe die Seelen sich in die Menschen senken, ziehen sie gemeinsam mit den Göttern über das Himmelsgewölbe. Jenseits des Himmels werden sie das wahre Sein erblicken, das höher ist als die Götter. Nur der Geist, der Wagenlenker, kann es erspähen. Das Göttliche aber ist schön und weise und gut. Nun gelangen nicht alle Seelen gleichermaßen zum Anblick des Göttlichen. In der stürmischen Unruhe des Gedränges muß der Wagenlenker sich mit seinen Pferden befassen und kann nur kurze Augenblicke frei hinschauen. Später senken sich die Seelen in die Menschen, und je nach der Gottnähe, die sie vor ihrer Inkarnation besaßen, werden ihre Charaktere. Diejenigen, die am meisten erblickt haben, werden die Weisen, die Künstler und die das Schöne lieben. Die zweiten im Rang sind die rechtmäßigen Könige und die Staatsmänner, die dritten gehen ein in einen Menschen, der eine Stadt oder ein Haus verwalten kann, und so geht es fort in neun Abstufungen; die letzte und neunte umfaßt die Tyrannen.

So oft nun ein Mensch hier auf Erden ein irdisches Schönes erblickt, so erinnert er sich der wahren absoluten Schönheit, die er einst geschaut. Es zuckt und stupft unter der Haut, die Flügel möchten wieder wachsen, und die Seele möchte auffliegen wieder zum absoluten Sein. Denn „vom Schönen, Weisen und Guten nähren sich und an diesem wachsen die Flügel der Seele ..."

So erklärt Plato bildhaft die Abstufung der menschlichen Begabungen. Und gleichzeitig legt er die Freude am Schönen als Erinnerung an gottnahe Zeiten der Seele aus, eine ergreifende Deutung.

Aber nicht nur die natürliche Begabung kann fehlen. Es kommt hinzu, daß dort, wo sie vorhanden ist, nichts oder wenig für ihre Förderung und Ausbildung geschieht, wenn diese nicht so stark ist, daß es zum bildenden Künstler reicht.

Wenn wir irgend eine Schwäche unserer Erziehung feststellen, so richten wir automatisch den Blick zur Schule, um zu sehen, ob sie vielleicht versagt. In diesem Falle trifft sie kein Vorwurf. Selbst wenn sie mehr versuchte, als sie heute in der Regel tut, sind ihrem Erfolg enge Grenzen gezogen. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts war man zwar da und dort sehr zuversichtlich. Man beschäftigte sich mit der Angelegenheit an Kongressen und in wertvollen Büchern. Man erkannte aber sogleich die Grenzen in der Ausnahmefähigkeit der Kinder und der Jugendlichen auf der Mittelschulstufe, die für dieses Bildungsziel in Frage kommt. In diesem Alter entdeckt das Kind die materielle Welt und hat daher nur am Stofflichen, Gegenständlichen eines Bildes Interesse. Es ist naturgemäß unzugänglich für abstrakte Erörterungen und Formen, Farben, Harmonien, Komposition. Was hier geschehen kann, ist höchstens: den jungen Menschen in Schule und Haus nur mit auserlesenen Werken zu umgeben, damit gleichsam gemeinsam mit dem Stoff sich unbewußt die schöne Form einpräge und die Sinne schärfen, ähnlich wie es im Literatur- und Musikunterricht geschieht. Die Vermittlung kunstgeschichtlichen Wissens über die Stile, die Werke und die Künstler, für die unsere Lehrpläne da und dort Zeit lassen, kann viel geben, dies aber nicht ersetzen.

(Schluß folgt.)

rend der gegenwärtigen Atempause. Es sei bloß eine Galgenfrist, die uns noch beschieden ist, denn Tag für Tag werden in Europa 50 Millionen Schweizerfranken für die Rüstung ausgegeben...

Heimliche Helfer im Garten *

Es wird so viel von den Schädlingen im Garten geschrieben, daß man die Nützlinge darüber fast vergißt. Und doch gibt es eine ganze Reihe nützlicher Tiere, die uns helfen, Herr zu werden über die Schädlinge. Ueberall ist Kampf in der Natur, auch in unserem so friedlich anmutenden kleinen Garten.

Zwei feindliche Heere stehen sich gegenüber, die Schädlinge und die „Nützlinge". So hat sie der Mensch eingeteilt von seinem Standpunkt aus und handelt meist darnach. Zwar nicht immer ohne Widerstreben, denn etwas drängt uns, auch in der geringsten Kreatur den göttlichen Lebensfunken zu erkennen. Und weil das Leben etwas Heiliges ist, sind wir oft versucht, auch dort zu schonen und zu schützen, wo es gegen unser Interesse geht. Aber der Mensch soll seinem Standpunkte treu bleiben und dem Naturgesetz folgen, das vorschreibt: Kampf dem Schädling. Darum wollen wir den naturgegebenen Streit der beiden Heere in unserem Garten walten lassen und das uns Nützliche nach Kräften unterstützen und schützen.

Als wichtigste Kämpfer in unseren Reihen stehen wohl jene Vögel, welche die Bäume vom Ungeziefer säubern, wie Specht, Meise, Baumläufer und wie sie alle heißen, und dann die, welche uns von dem fliegenden Viehzeug zu befreien suchen, wie Schwalbe, Fliegenschnäpper und Fledermaus, die zwar nicht zu den Vögeln gehört, aber ein überaus nützliches Tierchen ist. Man braucht sie nur an warmen Sommerabenden herumschwirren zu sehen, wendig und blitzschnell, um zu ahnen, welche Mengen an Fliegen, Mücken und Motten sie vertilgt. Störe sie deshalb nicht, wenn du sie tagsüber in einem dunkeln geschützten Winkel des Estrichs oder Heubodens hängen siehst, Kopf nach unten in ihre Flügelhülle eingehüllt.

Den Schwalben, deren Flug wir auch so gerne nachschauen, und deren Nester unterm Dach nach altem Volksglauben Glück und Segen für das Haus bedeuten, haben wir leider mit unserer Ordnungsliebe keinen guten Dienst erwiesen. Seitdem die Straßen asphaltiert oder betoniert sind, kurz gesagt, seitdem der Straßenkot aufgehört hat zu existieren, der Misthaufen so angelegt ist, daß die Jauche nicht mehr auf Straße und Hof fließt, ist es für unsere Schwalben oft recht schwierig, das nötige Baumaterial für ihren Nestbau zu finden. Sie ziehen in andere Gegenden und so ist leider schon an vielen Orten eine Abnahme der Schwalben festzustellen.

Im Heer der Nützlinge gibt es manches Tierlein, das du kaum kennst, kaum beachtest, oder sogar verabscheust, und das dir doch von großem Nutzen ist. Wie gerne fegen wir ordentliche Hausfrauen mit grober Hand eine Spinne von der Wand herunter und der Fuß gibt ihr noch den letzten Rest. Tue es nicht, denke daran, daß sie auch im Heer der Nützlinge steht. Natürlich ist es keine Zierde, wenn in unsern Zimmern Spinnweben sind, die bald verstauben und in grauen Fäden herunterhängen. Du wirst es kaum gerne haben, wenn du siehst, wie eine dicke Spinne sich gerade über deinem Bett herunterläßt. Deswegen mußt du ihr doch kein Todesurteil aussprechen. Mit einer leeren Streichholzschachtel kann man solch unliebsamen Gast leicht einfangen und unbeschädigt ins Freie spedieren. Sicher bist du schon an einem schönen Herbstmorgen in deinem Garten gestanden, wenn die Sonnenstrahlen den Nebel durchbrochen haben und hast staunend gewahrt, wie ein riesengroßes Spinnweb sich von einem Rosenbäumchen zum andern spannte, sichtbar geworden durch die glitzernden Tautröpfchen, die jeden feinsten Spinnwebfaden in eine Perlenkette verwandelten. Mit Recht hast du diese wunderbare Arbeit bestaunt, die die Spinne in einer Nacht geleistet hat. Ist auch die Künstlerin nicht besonders ansprechend, so ist doch ihr Werk unglaublich schön und zart. Es gibt übrigens auch sehr schön gezeichnete Spinnen und wenn du dein Auge offen hälth in der Natur, wirst du vielleicht auch einmal einem solchen Kleinod begegnen. So sah ich einst auf einem Spaziergang an einem oberitalienischen See eine große grüne Spinne in ihrem Netze sitzen mit schwarz und weiß geringelten Beinen und einem blutroten Kreuz auf dem Rücken.

Ganz besonders nützlich für uns ist eine Spinne, die gar kein Netz baut. Es ist dies der bekannte Weberknecht oder Zimmermann. Er braucht kein Netz, weil seine Leckerbissen nicht Fliegen und Motten sind, sondern die Eier vieler Schädlinge, so auch der lästigen Ohrwürmer. Er ist mit seinen langen Beinen flink genug, alles mögliche krabbelnde Viehzeug einzuholen und zu vertilgen.

Ein etwas lieblicherer Gartenfreund ist die kleine, grüne Florfliege. Zart und fast durchsichtig tummelt sie sich im sommerlichen Garten. Zu sehen bekommen wir sie nur, wenn sich einmal eine ins Haus verirrt, angelockt durch den abendlichen Lampenschein. Ihre Larven räumen gehörig unter den Blattläusen auf und tun uns damit einen großen Gefallen.

Und wer hat dem Glühwürmchen, das wir sicher alle schätzen, zugetraut, auch auf unserer Seite zu kämpfen! Das Weibchen, das im Grase sitzt und noch intensiver leuchtet als das Männchen, ist ein recht gefräßiges Tierchen, das sich über die Nacktschnecken und andere Weichtiere hermacht und sie bei lebendigem Leibe auswei det.

Das allerhäßlichste Tier, das unsern Garten beherbergt oder beherbergen sollte, ist wohl die Kröte. Da ist das Märchen gekommen und hat mit liebevollen Händen der häßlichen Kröte ein Zaubermäntelchen umgehängt. Sie ist zwar dadurch nicht schöner geworden, aber eine magische Kraft geht von ihr aus und verleiht ihr mancherlei Gestalt: Da gibt es ein Krötlein mit einem Edelstein im Kopf, eine dicke alte Kröte, die einen jungen Königssohn tröstet und ihm zu einem Königreich und einer schönen jungen Frau verhilft, und jene Sumpfkönigstochter, die nachts die Gestalt einer Kröte hat und das sanfte, traurige Gemüt einer gefangenen Prinzessin. Es gibt Kröten, die Schätze bewachen und Zaubertränke brauen. Das Märchen, das so viele verborgene Wahrheiten in sich birgt, weiß, daß die Kröte eines unserer nützlichsten Gartentiere ist. Du darfst die Kröte ruhig durch die Märchenbrille anyehen und in ihr eine verwunschene Prinzessin vermuten, oder, da die Prinzessinnen heutzutage nicht mehr sehr in Mode sind, die Trägerin eines Edelsteines.

Ein anderer Streiter auf unserer Seite, dessen größte Wonne es ist, Engerlinge, Drahtwürmer und Erdraupen zu verspeisen, ist der Maulwurf. Und trotzdem wird er seiner Wühlarbeit wegen von uns nicht allzu gerne gesehen. In Blumenrabatten oder gar im Treibbeet darf er auf keinen Fall geduldet erden. Mit mit Petrol getränkten Lappen, die man in seine Laufgänge stopft, ist er leicht zu vertreiben, ohne ihm gerade ans Leben gehen zu müssen. Irgendwo im Garten wird sich schon ein Plätzchen finden für ihn, wo er geduldet werden kann.

Blindschleiche und Eidechse stehen auch in unseren Reihen als Kämpfer gegen zahlreiche Schädlinge. Sogar der Regenwurm ist uns von großem Nutzen, nicht als Kämpfer, denn sein Leben ist friedlich und genügsam. Er mordet nicht und begnügt sich zur Nahrung mit Erde und faulenden Blättern. Er ist der Gartenbursche, der den Boden lockert, damit die feinen Wurzeln der Pflanzen besser eindringen können auf der Suche nach dem Wasser, dem köstlichen Naß mit den darin gelösten Nähr- und Aufbaustoffen.

Zuguterletzt soll noch der Igel aufmarschieren. Wer das Glück hat, dieses Stacheltier in seinem Garten zu beherbergen, versäume nicht, es heimisch zu machen. Ein Tellerchen Milch des Abends tut oft Wunder. Der Igel kann leicht zutraulich gemacht werden, doch dürfen keine Kinder oder Hunde ihn schrecken.

Hege und pflege deine Hilfstruppen im Garten und unterweise deine Kinder schon früh, mit viel Liebe den Tieren zu begegnen, die dir dienen im Kampfe gegen die vielen Schädlinge, selbst wenn sie so häßlich sind wie eine Kröte.

M. Geymayr-Lhotzky.

* Den Vielen, die im eigenen Garten arbeiten, der Städterin, die auf kleinem Boden Pflanzen betreut und der Landfrau, der ein größeres Stück Erdreich anvertraut ist, möchten wir diese Skizze einer Gärtnerin nicht vorenthalten, die von den „Nützlingen" so gutes zu sagen weiß. Red.

Arbeitslosigkeit in den freien Berufen

Wir veröffentlichen im folgenden eine Statistik des Internationalen Arbeitsamtes. Sie gibt allen Anlaß, bei Fragen der Berufsberatung sehr zurückhaltend mit dem Rat zum Studium zu sein. Dies soll einzelne, speziell Begabte, auch Mädchen natürlich, nicht zurückhalten, akademische Studien zu absolvieren. Im allgemeinen aber werden wir gut tun, uns umzustellen, Handwerk und Hauswirtschaft, kaufmännische und soziale Berufe hochzuhalten und so mitzuhelfen, daß die Ueberproduktion in den akademischen Berufen zurückgeht. Eine vernünftige öffentliche Meinung kann unter Umständen regulierend wirken und beitragen, daß nicht von Gesetzes wegen — wobei ja meist unrichtige Härten mit unterlaufen — Einschränkungen dekretiert werden. Wir lesen:

PM. In den letzten zwei Jahren hat die Arbeitslosigkeit unter den geistigen Arbeitern immer mehr zugenommen. Diese Feststellung macht das Internationale Arbeitsamt in seinem letzten Bericht über die Lage der geistigen Arbeiter. In der Schweiz gab das Bundesamt für Industrie, Gewerbe u. Arbeit für Anfang 1935 6000 arbeitslose geistige Arbeiter (Ingenieure, Architekten, Chemiker usw.) an. Die Zahl der nicht eingeschriebenen wurde auf 1000 geschätzt. Wahrscheinlich war diese Zahl aber noch höher. Die Arbeitslosigkeit der geistigen Arbeiter betrug also in der Schweiz mindestens 30 v. H. In Polen betrug im März 1935 die Zahl der arbeitslosen geistigen Arbeiter etwa 170,000 bei einer Gesamtzahl von etwa 570,000 geistigen Arbeitern.

Vergleicht man die Zahl der Personen mit abgeschlossener Universitätsbildung mit den wirklichen Bedürfnissen verschiedener Länder an geistigen Arbeitern, so ergibt sich ebenfalls ein starkes Mißverhältnis. Es ist berechnet worden, daß in der Zeit von 1919 bis 1932 die Zahl der Studenten je nach den Ländern eine

Erhöhung von 30 bis 370 v. H.

aufwies und infolgedessen ganz erheblich über den natürlichen Bevölkerungszuwachs hinausging. In Rumänien gab es 1913 einen Studenten auf 1467 Einwohner, 1926 einen Studenten auf 508 Einwohner; in Griechenland hat sich dieses Verhältnis von 1913 bis 1932 verändert von einem Studenten auf 1470 Einwohner zu einem Studenten auf 774 Einwohner; in Ungarn von einem Studenten auf 1031 Einwohner auf einen Studenten auf 546 Einwohner; in Holland von 1229 auf 636 in Schweden von 859 auf 542; im Deutschen Reiche von 866 auf 506. Von 1915 bis 1930 ist in den Vereinigten Staaten von Amerika die Zahl der Einwohner auf einen Studenten von 237 auf 127 heruntergegangen; in Litauen kamen 1932 ein Student auf 224 Einwohner. Im Deutschen Reiche schätzt man die Zahl der jährlich freiwerdenden Stellen für geistige Arbeiter auf rund 10,000. In den Jahren 1929 bis 1933 haben aber durchschnittlich 25,000 Personen jährlich eine abgeschlossene Universitätsbildung erreicht.

In den Vereinigten Staaten von Amerika war 1932 der Bedarf an jungen Aerzten etwa 3000; 5000 Medizinstudenten beendeten in demselben Jahre ihre Universitätsstudien. In Italien betrug in den Jahren 1913 bis 1933 die Zunahme der Zahl der Aerzte 119 v. H.; im gleichen Zeitraum war der Bevölkerungszuwachs nur 17 v. H. Auch im Deutschen Reiche ist der Aerzteberuf sehr überstezt. Die bisherigen Maßnahmen für die künftige Zulassung zum Studium können sich erst in einigen Jahren auswirken. Der jährliche Bedarf an neuen Aerzten wird auf 1800 bis 2000 geschätzt; dagegen werden bis 1938 jährlich etwa 4000—5000 Mediziner ihr Universitätsstudium beenden. Dasselbe Mißverhältnis besteht für Zahnärzte. Dort schätzt man die Zahl der jährlich freiwerdenden Stellen auf etwa 250; demgegenüber stehen jährlich etwa 1000 neue Zahnärzte. Dasselbe gilt für Apotheker.

Im allgemeinen kann man sagen, daß nur die Länder, die sich in voller Entwicklung befinden, von dieser Arbeitslosigkeit der geistigen Arbeiter verschont geblieben sind. So wird aus Rußland gemeldet, daß Maßnahmen getroffen wurden, um die Zahl der Studenten für die medizinische Fakultät, für technische Berufe usw. zu erhöhen.

Der Bericht des Internationalen Arbeitsamtes führt noch an, daß in manchen geistigen Berufen die Arbeitslosigkeit zu einer dauernden zu werden droht, infolge der technischen Entwicklung oder einer Veränderung der Gewohnheiten (Musiker).

Ist die Alkoholrevision ein Mißerfolg?

Wir lesen seit Monaten immer wieder in den Tageszeitungen über diese Frage. Seitdem das große Defizit der Eidg. Alkoholverwaltung von 1935 bekanntgegeben wurde, ist die Frage neuerdings aktuell und sie wird nicht verstummen, bis Besserung der Verhältnisse geschaffen sein wird. So mag es auch für uns von Interesse sein, zu hören, wie speziell interessierte Kreise die Lage beurteilen.

Man schreibt uns von Bern über die Verhandlungen einer dort vor kurzem stattgehabten Volksversammlung folgendes:

Ende Februar fand im Großratssaal in Bern eine sehr gut besuchte Volksversammlung statt, welche die Frage: „Ist die Alkoholrevision ein Mißerfolg?" zum Ausgangspunkt nahm. Der Präsident, Dr. Marx, Arlesheim, verneinte diese Frage: das moralische Resultat der Revision, ein Rückgang der Verschnapsung im Volk darf mit Genugtuung erfüllen.

Herr Pfarrer Rudolf, Zürich, Sekretär des Nationalen Verbandes gegen den Schnaps berichtete über die gegenwärtige Lage und die Zukunftsmöglichkeiten. Vor zu großem Optimismus wurde immer gewarnt, aber auch Pessimismus ist nicht berechtigt. Die an einer Volkssanierung interessierten Kreise waren immer der Meinung, daß die Revision gut sei, auch wenn sie Geld koste. Es müsse und dürfe für diese Aufgabe Geld aufgewendet werden; hätte damit gleichzeitig noch Geld verdient werden können, umso angenehmer. Der Referent führt aus, wieso bei der Alkoholverwaltung anstelle eines Reingewinnes ein Defizit entstehen konnte und welche Abwehrmaßnahmen der Bundesrat vorschlägt. 1930 wurden nach allen Seiten zu viele Versprechungen gemacht, um das Werk zu fördern. Man glaubte, sie erfüllen zu können, hat sich dabei aber auch in den ernsthaftesten Kreisen getäuscht. Heute müssen alle Interessenten ein Opfer bringen, weil die Sache es wert ist. Wohlverstanden kann es sich dabei nur um Notmaßnahmen handeln, die durch damit einhergehende tiefergreifende Maßnahmen auf weite Sicht in absehbarer Zeit überflüssig werden. Diese heißen Modernisierung des Obstbaues und rationellere Obstverwertung.

Dr. Veillard, Lausanne, Sekretär des cartel romand d'hygiène sociale et morale, führt die heutige Sachlage in französischer Sprache aus und kommt dabei zum Schluß, daß es heute wie 1930 einer öffentlichen Bewegung bedarf, um zur Wahrung der Allgemeininteressen die bestehenden Fehler zu verbessern.

Prof. Hartmann, Aarau, gibt seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß durch Auswertung der positiven Seiten die gegenwärtige Lage überwunden werden kann. Dies ist die richtige Obstverwertung. Der Mensch braucht das Obst als Nahrungsmittel, weil es seine übrige eiweiß- und fettüberreiche Nahrung in idealer Weise ergänzt und sogar deren Schädigungen korrigiert. Der Frischobstkonsum muß gefördert werden durch Aufklärung, durch Verbesserung der Produktion, der Lagerung und der Konservierung (Süßobst, Qualitätsdörrobst, Apfeltee usw.). Der Appell zur Förderung des inländischen Obstverbrauches geht in erster Linie an die Konsumenten und deren Solidarität — und damit vor allem an uns Frauen. Auch die Wissenschaft, die sich bisher dieser Probleme in ganz ungenügender Weise annahm, hat hier eine Zukunft vor sich.

Die Diskussion behandelte allerhand Teilfragen in verschiedenster Beleuchtung. Dr. Tanner, Direktor der Alkoholverwaltung, stellt einige aufgetauchte Irrtümer richtig und warnt vor zu großem Optimismus, denn die Verschnapsung im Volk sei noch nicht besiegt, solange die Hausbrennerei eine so große Gefahr bilde. — Zum Abschluß sprach eine Frau das gute Wort: „Wir Frauen lassen uns nicht täuschen und wissen, daß die Aufgaben

P 3 On

Neue Bücher

Johannes Werner: „So denk, es ist die reinste Minne!" Ein Briefwechsel. Verlag Koehler & Amelang GmbH. Leipzig 1935. Gebd. 4,80 RM.

Die Ueberschrift ist einem Widmungsgedicht entnommen, das beginnt:

Du bist kein Feuer farbenflüchtig,
das prächt'ge Funkengarben sät,
nein, eine Flamme allburchsichtig
und lodernd still in Majestät.

Die Frau, der diese Worte des Dichters Strachwitz gelten, ist Adelheid von Mühler, die junge Gattin des späteren preußischen Kultusministers, deren ernstes und doch so liebliches Antlitz dem Beschauer von der ersten Innenseite des Bandes entgegenblickt. Die Briefe (von Prof. J. Werner in seiner bewährten Art zusammengestellt), die sie mit ihrem und ihres Mannes Freund, dem gleichaltrigen, damals 24jährigen preußischen Offizier Alfred von Bünting von Berlin nach Köln fünf Jahre hindurch 1844 bis 1849 bis zu seinem frühen Tode wechselte, hat die Enkelin der Verborgenheit entrissen und damit das Dokument eines selten hohen und reinen Vertrauensverhältnisses in unsere Hände gegeben. Von einer so großen menschlichen Reife und einer so ernsthaften Auffassung des Lebens erhalten wir darin Zeugnis, daß man oft fast gewaltsam die Jugend dieser beiden in tiefer Freundschaft einander zugetanen sich zurückrufen muß. Ein Briefband, der unter den mancherlei wertvollen Erinnerungsbüchern, die uns die letzten Jahre beschert haben, eine durchaus eigene Stellung beansprucht. Weil wir es mit eingeprägten Charakteren von unbezweifelbarer Reinheit und Stärke zu tun haben. Selten war das Wagnis so groß, handelt es sich doch um Menschen, der ersten Gesellschaft von weithin sichtbarer Stellung, der Einsatz so vollständig, die Wahrhaftigkeit so lauter wie hier. Ergreifend die Verhaltenheit, die Zartheit von seiten des jungen Mannes, wie er demütig und doch immer seiner sicher um das Wort wirbt, mit dem er an dem Glück, aber auch dem Leid der jungen Mutter seinen tiefen Anteil bezeugt. Eigene Krankheit und der Verlust eines sehr geliebten Töchterchens, späterhin Anfechtungen durch die äußerlich gerichteten, ihr herzensfremden Schwiegereltern, warfen nach anfänglich wolkenlosem Glück ihre dunklen Schatten auf der Freundin von Natur stillheiteres Gemüt. Klar, rein und schön, wie ein Kelch aus Kristall, einem Wein von edeler Herbheit bestimmt, so erscheint dies Verhältnis. Daß es nicht ohne innere Kämpfe und heißes seelisches Ringen zu seiner Gestalt kam, bedarf kaum der Erwähnung. Zwischen den Zeilen, selten in deutlichem Wort steht davon zu lesen, oft auch in Schweigen der zuweilen langen, schwer nur ertragenen Pausen. Eine bis zuletzt makellos bewahrte tiefe seelische Beziehung zwischen zwei, vielmehr drei einander ebenbürtigen Menschen, denn von dem Vertrauen des Gatten ist diese Freundschaft, die ohne Zweifel mehr war als Freundschaft, getragen, das niemals wankte, aber auch nie angetastet wurde. Ihr Grundgesetz hieß: Ehrfurcht. Ehrfurcht vor der Seele des andern und vor den Grenzen, die sein Leben ihm gezogen hatte. Die unvergleichliche Weise gibt diesem Bunde dann der nach schwerer Krankheit plötzlich eintretende frühe Tod des jungen Offiziers, der nun in verklärter Gestalt die Freundin durch ihr noch lang währendes Leben (1821 bis 1901) begleitet. Nichts darin hat er zerstört. Alle Bande, die die Gattin, die Mutter an das Dasein knüpfen, sind geeftigt durch ihn, wahrer, bewußter geworden. Die Briefe aber bleiben ihr bis ans Ende gehütetes Heiligtum. Auch uns sind sie das, die wir jetzt Einblick nehmen dürfen. Niemand wird ohne tiefe Bewegtheit diesen Briefband aus der Hand legen, über den der alte, fromme Vater des Verblichenen, als er die Briefe gelesen, der Freundin zurückerstattet, seinen Dank und seinen Segen gesprochen hat, wissend, daß darin das Beste der männlich starken und kindlich reinen Seele seines Sohnes aufgehoben ist. Ein Geschenk für alle, in deren Leben noch Zeit ist für die Pflege solcher seelischer Beziehungen, denen unabhängig von aller Zeit zu werden vorbehalten ist. Und eins, für das wir Frauen ganz besonders Ursache haben, dankbar zu sein.

Elisabeth Hahn.

Wie — Wann — Wo. Das zweite Buch der Reihe „Wissenschaft für Kinder", Bücher lebendigen Wissens, die der Steyrermühlverlag, Wien und Leipzig herausbringt, ist in seiner Art so wohl gelungen, wie das erste, das wir am 3. Januar hier besprochen haben. Karl Hartl behandelt in seinem Wie — wann — wo..., Geschichte der kleinen und großen Dinge (266 Seiten, 4,20 Mark, 1936) alles das, was uns umgibt, und was wir etwa zum Anziehen, Wohnen und Essen, zur Reinigung und zum Verkehr nötig haben. Er stellt alles in den weitesten Zusammenhang, nach Herkunft und Verwendung, in Bezug auf Zeit und Raum so daß es nicht Kindern allein, sondern auch Erwachsenen eine Freude ist, das Buch zu lesen. Sonderbar: trotzdem es von lauter alltäglichen Dingen handelt und allen berechtigten Anforderungen der Genauigkeit und des Wissens stand hält, und auch nicht eigentlich philosophiert, hat das Werkchen eine Atmosphäre um sich. Es läßt im Leser ein warmes Verhältnis zu Mensch und Tier, die miteinander und oft gegeneinander leben, und zu den Dingen entstehen, es freut sich an allem kulturell Lebendigen, das noch mit der Natur und mit einem gesammelten humanen Dasein sich verträgt und erzieht darauf hin unaufdringlich, heiter, freundlich und voll Anmut österreichischen Stils. Der junge sympathische Autor zieht Leo Friedrich und Walter Pfitzner in seinen Bann, sodaß sie ihm eine ganze Reihe heiterer und kindlicher, oft hübscher, immer aufschlußreicher Bilder und Kartenskizzen, 78 an Zahl, zu seinen Ausführungen liefern.

Dr. Helene Turnau.

Grete von Urbanitzky. Nina. Geschichte einer Fünfzehnjährigen. Roman. 244 Seiten. Ganzleinen 4,80 Reichsmark. Paul Zsolnay-Verlag, Wien IV.

Die Lektüre dieser Geschichte ist weder für 15jährige noch für Erwachsene erquicklich. An sich ganz interessante Ausführungen über neueste Ereignisse auf dem Gebiete der Plankton-Forschung legen sich in durchsichtiger Weise über die modern-naturalistische Einstellung des recht seichten Romänchens. Aber weder die sentimentalen Blumengaben an das Madonnabild, noch ein „heroischer" Abschluß vermögen über die bedenklichen Tendenzen der Berliner Verfasserin in bezug auf Schicksalsbestimmung und Willensfreiheit der Frauenseele usw. hinwegzutäuschen. Das Buch ist Schrittmacher für nationalsozialistisch-neuheidnisches Gedankengut und daher abzulehnen.

A. v. Segesser.

noch groß sind. Fragen wir nur die Fürsorgegesellen für Alkoholkranke. Laßt uns daher jede von uns in ihrem Kreise, sei er klein oder groß, praktische Arbeit tun soviel in unsern Kräften liegt."

Gertrud Grunau.

Was sagt die Leserin?

Eine neue Abonnentin schickt uns unter dem Titel „Friedenswerk" folgende Zeilen mit der Bitte um Veröffentlichung. Ihr liegt wohl auch am Herzen, daß trotz der von Kriegen bedrohten Zeit, oder eben gerade um dieser Bedrohung willen, erst recht das Ringen um die Möglichkeit des Friedens uns Frauen ein wesentlichstes Anliegen sein muß. Sie schreibt uns:

„Es hat mich aufrichtig gefreut, als ich kürzlich von der Arbeit kam, das Schweizer Frauenblatt bei meiner Post zu finden.

Jeder Frau sollte gestattet sein, dieses Organ, wo alle ihre Interessen vertreten sind, mit anderen Worten ausgedrückt: offen zur Sprache kommen, sich zuzulegen.

So habe ich mich denn entschlossen, dieses zu abonnieren.

Ich bewillkommne das Blatt in erster Linie als spürbar friedliches Frauenwerk auf geistigem Gebiete, vergesse dabei nicht die Vorträge anläßlich des 11. Kant. Frauentages vom 29. März 1936 im Rathaus zu Zürich und gebe der Hoffnung Raum, daß es immer so bleiben möge.

Der Abonnementspreis ist etwas hoch. Ungefähr den gleichen Betrag kostet das Lokalblatt den Familienvater. Ich aber bin ein werktätiges Familienglied aus der Abteilung Gewerbe. Das Leben stellt an mich die nicht einfache Aufgabe: Keine unnützen Ausgaben machen. Als Kennerin — nicht Weinkennerin — habe ich bereits das Blatt „Das Blaue Kreuz" abonniert und möchte damit eine Sache prüfen, die mir sehr nah geht. Ich habe diese beiden Organe nun in mein Budget aufgenommen, das erstere aus Interesse und Anhänglichkeit, das letztere aus Barmherzigkeit und als Warnung.

Mein Interesse für das Frauenblatt wurde sofort wieder geweckt, als ich in Nr. 14 bei der Inhaltsangabe „Bitte um Frieden" las. Etwas Schöneres kann es wohl kaum geben, als von Frauen diese Worte zu vernehmen, für den Fall, daß die Kirche, die diesbezüglich erste Instanz, die dieses rein menschlich gesunde Verlangen als höchstes Ziel je und je anzufachen und zu mehren hat, einmal versagen sollte. Bo.

Frau und Politik

In Norwegen:

Das Odelting, die zweite Kammer des norwegischen Reichstags, nahm mit 64 gegen 38 Stimmen eine Vorlage an, die den Frauen grundsätzlich den Zutritt zu allen Staatsämtern zu den gleichen Bedingungen wie den Männern eröffnet. Bisher waren die Frauen von der Teilnahme an der Regierung, der Diplomatie, der Kirche und der Armee ausgeschaltet.

In Frankreich:

Der Bürgermeister von Calais hat kürzlich den Frauenorganisationen der Stadt ein Schreiben zugesandt, in dem der folgende Absatz hervorgehoben zu werden verdient:

„Um die Mitarbeit von Frauen in den städtischen Ausschüssen und Kommissionen zu sichern, in denen ihre Meinung von Nutzen wäre, bitte ich die Organisationen, die sich an dieser Arbeit zu beteiligen wünschen, mich bis zum 1. Oktober von ihrer Absicht zu verständigen."

Wir erfahren überdies, daß in einer ganzen Reihe franz. Gemeinderäte nun Frauen mit beratender Stimme zugezogen wurden, und dies, obwohl das Wahl- und Stimmrecht den Frauen noch immer vorenthalten ist. (Würden nicht auch in unseren schweizerischen Stadt- und Gemeinderäten solche „hinzugebetene beratende Mitglieder" oftmals recht sehr am Platze sein? Red.)

In Großbritannien:

Gelegentlich der Stadt- und Gemeinderatswahlen, die in England und Wales im Spätherbst stattgefunden haben, wurden in elf Städten, u. a. in Oxford und Eastbourne, weibliche Bürgermeister gewählt.

In Polen:

Dem Stadtrat von Warschau gehören 5 Frauen an und etwa 400 Frauen sind in ganz Polen Mitglieder von Stadt- und Gemeinderäten.

Vom Wirken unserer Vereine

Von der Frauenzentrale Appenzell a. Rh.

An einem frischen Frühlingssonntag im März versammelten sich gegen 200 Frauen des Appenzellerlandes im blumengeschmückten Freihofsaal in Heiden, um von der Arbeit der Appenzellischen Frauenzentrale und ihren zukünftigen Aufgaben zu hören. Nach kurzer Einleitung der Präsidentin, Frl. Clara Nef, berichteten einige Frauen über die verschiedenen Tätigkeitsgebiete:

In verschiedenen Gemeinden wurden Koch- und Nähkurse durchgeführt und vom 26. April bis 2. Mai soll in Walzenhausen ein Gemüsebaukurs für Frauen stattfinden. Die Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst hat sich im verflossenen Jahr ganz besonders für die Propagierung der Hausdienstlehre eingesetzt. Leider besteht namentlich im Frühling chronischer Lehrstellenmangel, so daß viele lernbegierige junge Mädchen nicht oder nur schwer placiert werden können.

Ein voller Erfolg war zwei Aktionen beschieden, die sich über die Kantonsgrenzen hinaus erstreckten: Durch den reichlichen Absatz an Waadtländer Trauben konnte mancher fleißigen Winzerfamilie ein Teil des Traubensegens vom Jahr 1935 abgenommen werden. Das Schweizer Frauenblatt verdankt einen Teil seiner neuen Abonnenten der überaus regen und erfolgreichen Werbetätigkeit der Appenzeller Frauen.

Die wichtigste Aufgabe der Frauenzentrale aber war die Milderung der Arbeitslosennot. Durch ein in Teufen errichtetes Kleiderdepot konnten an 17 Gemeinden Kleider, Wollsachen und Schuhe für Arbeitslose geliefert werden. Voll Dankbarkeit wurde der Hilfsbereitschaft vieler Gemeinden in und außer Kanton gedacht, die sich zu diesem segensreichen Werk zusammengeschlossen haben. Da die Not unter den Arbeitslosen im Appenzellerland immer größer wird, gelangen die Appenzeller Frauen mit der Bitte um weitere Unterstützung ihres Werkes an alle, die noch helfen können. Sie bitten ihre Mitschwestern aller Gegenden der Schweiz bei Bedarf auch der Artikel zu gedenken, die Frauen des Appenzellerlandes in Heimarbeit ausführen: Bubenhosen, die in den verschiedensten Arten, von der einfachen Turnschlupfhose bis zur eleganten Golfhose in Walzenhausen hergestellt werden, dann Skihosen, deren Fabrikation ihres saisonmäßigen Charakters wegen in der Entwicklung mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Als neuen Zweig werden die Landfrauenvereinigungen, die Herstellung von Heuer- und Stallblusen in der Preislage von Fr. 4.40 bis Fr. 4.80, resp. Fr. 5.50 bis Fr. 6.— aufnehmen und hoffen dabei, daß recht viele Bestellungen kommen, die mancher bedürftigen Frau etwas Verdienst bringen. — Die Tagung, die uns allen viel Anregung bot und mit Stolz und Freude über das Schaffen der wackern Appenzellerinnen erfüllte, schloß ab mit einem gedankenreichen und warm empfundenen Vortrag von Clara Nef über: Erziehung zum Frieden.

Dora Helbing.

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Sommerferienwochen
für Männer und Frauen im „Heim" Neukirch a. d. Thur.

7.—13. Juni:

1. Hausfrauen und Dienstboten.
   Nichts, was unsere Frauen so stark bewegt, wie die Dienstbotenfrage. Nichts, was unseren jungen Mädchen soviel zu tun gibt, wie das „Dienen". Ist es nicht möglich, daß Hausfrauen und Dienstmädchen, die guten Willens sind, einander und allen helfen können, das Verhältnis fruchtbarer zu gestalten?
   Leitung: Fritz Wartenweiler.

12.—18. Juli:

2. Deutschland und Frankreich im Wandel der Zeiten. Der Vertrag von Locarno und der 7. März 1936. Das Verhältnis unserer Nachbarn im Westen und im Norden entscheidet über das Schicksal von West-Europa. Wir müssen es gründlich kennen lernen.
   Leitung: Fritz Wartenweiler.

13.—19. September:

3. Vom Volke Israel in Vergangenheit und Gegenwart.
   Leitung: Elisabeth Rotten.

Kursgeld, einfache Verpflegung und Unterkunft inbegriffen: Fr. 5.— bis 6.— pro Tag, Jugendherberge Fr. 4.— bis 5.—.

Auskunft erteilt gerne und Anmeldungen nimmt entgegen: Didi Blumer, „Heim" Neukirch a. d. Thur.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Hausfrauenverein, 21. April, 20 Uhr, im Bischofshof: Tonfilm-Vorführung über Kinder- und Krankenpflege in aller Welt.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 2, Haumesserstraße 25, Telephon 50,635.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22,608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Wir empfehlen schwere
Bündner-Gitzi
BELL A.-G.

Bei Adreß-Änderungen

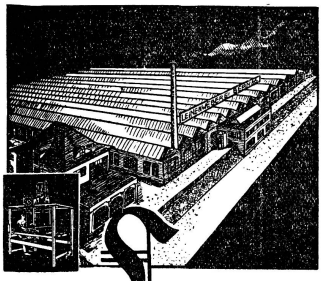
soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.

Die Expedition.

171-2

3 Punkte
muß man bei der
Anlage von Vereinsvermögen
vor allem beachten:
1. die Sicherheit
2. die Verteilung des Risikos
3. die Rendite

Unsere finanziellen Beratungsstellen für Frauen:
in **Bern:** Bankgebäude, Christoffelgasse 6, Telephon 60. Leiterin: Frl. A. Martin.
in **Zürich:** Bankgebäude, Bahnhofstraße 53, Tel. 35.650 Leiterin: Frl. Dr. E. Nägeli
stehen Vereinspräsidentinnen und Kassierinnen jederzeit mit fachmännischem Rat und Auskünften zur Verfügung. 514-1
SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK

Unsere Weberei in Bern

Dieses Zeichen
bürgt Ihnen für Schweizerware, denn es ist die geschützte Ursprungs- und Schutzmarke des Verbandes für Inlandproduktion.
Die Leinenweberei Bern A.-G.
garantiert Ihnen für beste Qualität; denn unsere sämtlichen Leinen und Halbleinen sind Eigenfabrikate, richtiges Bernerleinen.
Muster und Preislisten durch die
Leinenweberei Bern A.-G.
City-Haus Bern Bubenbergplatz 7

Runzeln
Falten verschwinden fast über Nacht mit der Runzelcrème „La Jeunesse". Erfolg sofort ersichtlich, prima Anerkennung. Diskr. Nachnahmeversand à Fr. 6.50. **La Jeunesse, Abtlg. G, Neugasse 250, Zürich.**

Inserate
für offene Stellen u. für Stellensuchende
haben guten Erfolg
im
Schweizer Frauenblatt

Zu verkaufen
Zu verkaufen **Sehr schöne Frauenexistenz**
Gut eingeführtes Handarbeitsgeschäft
mit festem, großem Kundenkreis, Nähe Zentrum Zürichs, mit nachweisbar gutem Umsatz. Gründliche Einführung. Nötiges Kapital Fr. 3500.— Offerten unter Chiffre P 1970 W an Publicitas Winterthur.

LOEWEN-APOTHEKE
Bahnhofstraße 58
Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
In- und ausländische Spezialitäten.
Homoeopathie. Depot Dr. Schwabe, Leipzig.
Tel. 33.571. Bestellungen prompt und franko. P 43 Z

KÜCHENARTIKEL u. -MASCHINEN
in bewährter, extrastarker Ausführung bei
Schwabenland & Co. A.-G.
Zürich St. Peterstraße 17 Telephon 53.740
1935